

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 53 (1948-1949)
Heft: 18

Artikel: Erinnern und Vergessen [Teil 1]
Autor: Müller, Pauline
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-315527>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SCHWEIZERISCHE LEHRERINNEN-ZEITUNG

Redaktion: Olga Meyer, Samariterstraße 28, Zürich 32, Telephon 24 54 43

Expedition und Inserate: Buchdruckerei Bächler & Co., Bern, Tel. 2 77 33, Postcheck III 286

Jahresabonnement: Fr. 6.50. Inserate: Einspaltige Millimeterzeile 16 Rappen

Erscheint am 5. und 20. jedes Monats

20. Juni 1949 Heft 18 53. Jahrgang

Erinnern und Vergessen

Pauline Müller, Basel

Es gibt zwei schöne Dinge auf Erden:
Erinnern und Vergessen.

Es gibt zwei häßliche Dinge auf Erden:
Erinnern und Vergessen.

Die Schule von heute hat sich vom ersten Schuljahr an mit neuen Schwierigkeiten zu befassen: Erstens ist es — gemessen an früher — unverhältnismäßig schwer, die Kinder zur Aufmerksamkeit zu sammeln; zweitens bleibt wenig haften; die Kinder scheinen nichts mehr richtig behalten zu können. Da sind einmal jene Schüler, deren Primarschulzeit in die Kriegsjahre fiel. Sie erzählen uns, sie hätten während ihren vier Jahren Primarschule 17 Vikare gehabt, das gibt mindestens einen pro Quartal. Rechnen wir dazu, daß von diesen Vikaren die meisten auch noch Lehrlinge waren, die Fehler machten, die viel zu rasch sprachen, die Wörter brauchten, welche das Kind nicht versteht. Im Gedächtnis jener Opfer der ganzen Völkerwanderung von Vikaren wird es zugehen wie in einem Kino, wo ein Bild das andere jagt und nichts bleibt.

Einer früheren Kollegin aus dem Berner Oberland, die während eines halben Jahres im Austausch an einer ersten Primarklasse in Basel unterrichtete, verdanke ich die hübsche Beobachtung, daß die Kleinen so viel an ihr zu entdecken hatten, daß sie erst im zweiten Quartal auf den ganz andern Dialekt der Lehrerin aufmerksam wurden und ihr mitteilten: « Fräulein, Sie schwätze ganz anderst als mir. » Da mindestens drei Viertel aller Schüler « Augentierchen » sind, d. h. die Umwelt in erster Linie und hauptsächlich durch die Augen aufnehmen, können wir uns vorstellen, welchen Bildersalat jene 17 Vikare in den Erinnerungen der Kinder hinterlassen mußten, und gleichzeitig können wir uns nicht vorstellen, daß daraus ein klarer Begriff « Lehrer » hätte entstehen können. Aus dem Märchen gewinnt das Kind klare moralische Begriffe, weshalb wir den Wortlaut nicht abändern dürfen; denn jedes Wort steht gleichsam als Zeuge einer unumstößlichen Wahrheit da. Aus seinen Schulerfahrungen sollte das Kind einen ebenso klaren und guten Begriff dessen, was ein Lehrer ist, und dessen, was er sagt, erhalten.

Aber seit 1945 herrscht bei uns ja wieder normaler Schulbetrieb. Trotzdem beklagen sich Kolleginnen aus größeren Städten über eine auffallende Lässigkeit im Aufnehmen und Behalten dessen, was die Schule zu bieten hat. Wie arbeitet das Gedächtnis bei den Halbwüchsigen? Verlangen wir z. B. das Résumé der letzten Geschichtsstunde, so kann auf zwei Arten geantwortet werden. Entweder tischt uns der Schüler und noch viel mehr die Schülerin einen Salat von Dingen auf; Jahrhunderte purzeln unbekümmert durcheinander; Hannibal verbringt seine Jugendzeit in Rom und hilft Cäsar gegen die Seeräuber; Cäsar hinwiederum siegt bei Cannä, über wen, spielt dann keine Rolle mehr, weil es schon zu lange her ist. 1789 beginnt die Reformation; Maria Stuart heiratet begeistert Philipp II. ein Jahr,

nachdem man ihr den Kopf abgeschlagen hat, und was des blühenden Unsinns mehr sein mag. Das ist die eine Art. Oder aber der Schüler hat von uns ein kurzes, klares Résumé bekommen, dann wird er es wie geölt in einem Atemzug herunterschnarren, ohne viel Verständnis für Zusammenhänge, für Ursache und Wirkung. Sticht man mit ein paar Fragen hinein, so enthüllt sich ein Abgrund. Ich bin mir bewußt, daß ich hier Schwarz-Weiß-Technik anwende. Dies soll uns aber nur insofern einigermaßen trösten, als wir uns bewußt bleiben, daß Abgründe da sind und daß wir uns leicht über sie hinwegtäuschen lassen und hinwegtäuschen können.

Versuchen wir, den Ursachen der kindlichen und jugendlichen Vergesslichkeit nachzugehen, wobei wir uns bewußt bleiben, daß das Gedächtnis der Kinder bis zum zwölften Lebensjahr ganz fabelhaft leistungsfähig ist. Vorausschicken muß ich, daß meine Ausführungen keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erheben können. Sie sind das Ergebnis von Beobachtungen und Erfahrungen.

In erster Linie dürfen wir nicht vergessen, daß eben das Vergessen eine wesentliche Funktion unseres Lebens auf allen Altersstufen ist. Wo kämen wir hin, wenn wir alles behielten? Statt des Kopfes müßten wir wahre Tonnen auf unsern Schultern tragen. Schauen wir uns einmal das Wort « vergessen » näher an! Zwar hat es nichts zu tun mit dem Wort « essen », obwohl es ihm so ähnlich sieht. Vielmehr ist es verwandt mit dem englischen Verb « get », folglich auch mit « forget ». To get heißt: erhalten, bekommen, erzeugen. Forget kehrt die Bedeutung des Wortes in das Gegenteil um. Aber in ihrer Wirkung lassen sich essen und vergessen sehr wohl miteinander vergleichen. Wir können auf verschiedene Weise essen: manierlich und unmanierlich, mäßig und unmäßig, zuviel oder zuwenig. Nicht ohne Grund verlangen die Eltern, daß die Kinder mäßig und manierlich essen; denn Unmaß schadet und macht faul oder krank. Was wir gegessen haben, ist alsbald vergessen. Wir sind uns nicht bewußt, daß wir mit unserer Nahrung täglich und nächtlich neue Zellen aufbauen, ihnen frisches Blut zuführen, verbrauchte Luft wegpumpen, die Körperräume frisch durchlüften und viel anderes mehr. In aller Stille arbeiten die Organe in uns und an uns. Sollte es sich nicht auch ähnlich mit dem verhalten, was wir durch unsere fünf Sinne in unsern Geist aufnehmen? Wie das Gegessene unsern Körper, so hilft das Vergessene unsern Geist bauen und weiten. Hüten wir uns aber, allzuviel hineinzustopfen. Dabei steigt mir eine Erinnerung an Frl. Dr. Graf auf, deren Name den älteren Kolleginnen noch viel bedeuten mag. Ich war von Saarbrücken zurückgekommen und erzählte in einem kleinen Kreise von der damals neuen Methode des Unterrichts in Lebenskreisen und wie fesselnd dieser Unterricht gestaltet werden könne. Frl. Dr. Graf bemerkte gelassen, bei allem Bemühen um einen lebendigen Unterricht vergesse man allzu leicht, daß der Schüler gelegentlich auch etwas lernen und daß er vor allem arbeiten lernen sollte. Zu solidem Wissen gehöre auch einfache Hausmannskost. Unser an sich gewiß lobenswertes Streben, den Unterricht nicht langweilig zu gestalten, birgt eine Gefahr, die wir, etwas derb ausgedrückt, mit Schlangenfängerei bezeichnen können. Den Unterricht interessant gestalten ist beileibe kein verwerfliches Mittel; aber wenn das Mittel allein herrschendes System wird, dann machen wir die Schüler anspruchsvoll und faul. Die Lehrer bekommen heute ein anerkennenswertes Maß von Wissen mit auf den Weg. Sie selber haben

tüchtig darum arbeiten müssen und wissen, was Arbeiten heißt. Aber ist es nicht da und dort so, daß wohl der Lehrer gut und viel arbeitet, daß er es aber nicht genügend versteht, die Schüler zu richtigem Arbeiten, vor allem auch zur Erledigung der Hausaufgaben zu erziehen? Der Lehrer setzt wohl seinen Schülern allerlei interessanten Stoff vor, den sie unter seiner suggestiven Wirkung zu verstehen glauben, mit dem sie aber, auf sich selber gestellt, nichts anfangen und nicht richtig arbeiten können. Die Schule wird dadurch zu einem Ort des Bildungsbetriebes; sie ist geschäftig, aber nicht fleißig. In den Köpfen der Schüler steigen wohl schöne Seifenblasen auf; aber sie hinterlassen keine Spur und sind nicht das, was ein gesundes, schöpferisches Vergessen in seinen Dunkelkammern aufbewahren soll.

Wir haben uns bei der eigenen Nase genommen und nach der Schuld des Lehrers gefragt. Aber die größere Schuld und Verantwortung an der gerügten Vergeßlichkeit und Zerfahrenheit der heutigen Jugend tragen andere Gewalten.

Die Gefahr des Leerlaufes unseres Unterrichts wächst ohne unsere Schuld mit der Größe der Klassen. An so manchen Dingen verlieren die Schüler, besonders die jüngeren, das Interesse, weil die Person des Lehrers, der Lehrerin in allzu großer äußerer und innerer Distanz steht. Leider liegt es nicht in unserer Macht, die Klassen zu verkleinern. Aber indem wir uns der Gefahr des Leerlaufs bewußt bleiben, werden wir in solchen Mammutklassen um so gewissenhafter darauf achten, daß der einzelne Schüler wirklich arbeiten lernt, arbeiten darf und arbeiten kann. Was der Schüler von der Schule verlangen darf, ist, daß sie ihn lehrt, Aufgaben anzupacken und zu lösen.

Heutzutage bietet das tägliche Leben zu Hause und auf der Straße des Interessanten und Spannenden genug. Wenn die Schule auch noch auf Sensation ausgeht, dann tritt sie mit Straße und Heim in Konkurrenz. Je mehr es zu Hause und auf der Straße lärmt, desto mehr sollte die Schule ein Ort der Ruhe sein, wo der Schüler sich versenken und ungestört arbeiten kann.

Ja, wenn der Lärm nicht wäre! Lärm zu Hause, Lärm in allen Gassen, auf allen Plätzen und Lärm in der Schule. Wer einmal von Türe zu Türe durch die Gänge eines Schulhauses geht, erschrickt ob der Lautstärke so vieler Lehrerstimmen. Die meisten von uns geben zuviel Stimme, ohne daran zu denken, wie nun diese Stimme Stunde um Stunde auf die Ohren der Schüler lostrommelt. Natürlich muß die Stimme des Lehrers bis zuhinterst dringen und vielleicht auch noch den Straßenlärm übertönen. Aber lieber im Sommer die Fenster schließen und die Türe gegen den Gang öffnen, damit wir unserer Stimme einen natürlichen und angenehmen Klang geben können. Eine unruhige Klasse bringen wir ja doch nicht durch lautes Reden zum Zuhören und zum Mitarbeiten. Allerdings dürfen wir die Schüler auch nicht durch zu leises Reden überanstrengen; denn wer nicht versteht, hört gar nicht mehr zu.

Das laute Reden des Lehrers ist heute erst recht zu völliger Wirkungslosigkeit verdammt, weil es ja bloß das endlose Geklapper des Radioapparates fortsetzt. Was wogt nicht an Stimmen von früh bis spät an unsere Ohren! Unser Instinkt — leider nicht auch unser Bewußtsein — merkt, daß dieses ständige Getöse uns gefährlich und schädlich ist. Wir schließen uns ab und machen uns immun dagegen, in einem solchen Maße sogar, daß wir den Lärm gar nicht mehr hören oder wenigstens nicht mehr

zu hören glauben. Die Anpassung an den Lärm geht bei unsern Jungen so weit, daß sie die Stille nicht mehr ertragen.

Als Lehrer müssen wir uns deshalb stets bewußt bleiben, daß der Schüler gegen lautes Reden und Lärm immun geworden ist. Vielleicht bedeutet ihm diese Art Schwerhörigkeit geradezu Lebensrettung. Aber die Selbstverteidigung gegen den Lärm gewährt offenbar doch nur teilweisen Schutz; sie verschafft uns keine Seelenruhe. Vergessen wir nicht, woher wir Menschen kommen. Wir sind als relativ wehrlose Geschöpfe in eine Welt voller Gefahren und mächtiger Feinde gesetzt worden. Von Urzeiten her merken wir bei jedem unvertrauten Geräusch auf, ob es nicht eine Gefahr ankünde. Sehr wahrscheinlich bleibt auch bei aller Gewöhnung an den heutigen Lärm etwas in uns wach, das auch dem vertrautesten Geräusch und Klänge nie ganz vertraut, weil doch eine heimliche Gefahr, eine Überraschung sich darin verstecken könnte. Solange die Schule dem Kinde nur die Fortsetzung vertrauter häuslicher Wortgeräusche bedeutet, wird es so wenig und so flüchtig hinhören wie eben zu Hause auch. Die gleichen Erfahrungen werden ja auch die Eltern machen: Durch das Radiogeklapper ist die menschliche Stimme, sind unsere Worte entwertet und entwürdigt worden. Wir Lehrer müssen erst wieder Stille schaffen und in diese Stille hinein wenig, aber Bedeutsames reden.

Es tönt vielleicht, als ob ich ein geschworener Feind des Radios wäre. Gewiß nicht; ich wende mich nur gegen jenes fürchterliche und unverdauliche Un- und Übermaß, das sicher eine ernst zu nehmende Gefahr bedeutet. Die von Frl. Eichenberger verarbeitete Enquête in Nr. 15 der « Lehrerinnen-Zeitung » und das folgende, sehr eindrückliche Beispiel bestätigen laut und eindringlich die Größe der Gefahr. (Schluß folgt)

Zum Problem «Schüler und Radio»

Anna Schneider, Burgdorf

Sicher verfolgen viele Kolleginnen die interessante Diskussion, die sich in der « Lehrerinnen-Zeitung » rund um dieses aktuelle Thema entsponnen hat. Wir alle machen ja die gleichen Erfahrungen, wir alle haben in der Schulstube schon mit gelinder Verzweiflung gespürt, daß wir zu einem «Radiokasten» geworden sind, den man nach Belieben abdrehen kann.

Unsere Zentralpräsidentin berichtet in Nr. 15 dieser Zeitung vom Ergebnis einer Umfrage in einem Zürcher Schulhaus, das mit aller wünschenswerten Deutlichkeit an Hand von Zahlen zeigt, wie das undisziplinierte «Laufenlassen» des Radios schädigend auf die Schüler einwirkt. Ich bin überzeugt, daß die Umfrage in einem bernischen Schulhaus das gleiche Resultat ergeben würde.

Darum hat die Sektion Burgdorf des Lehrerinnenvereins gerne die Anregungen von Frl. E. Eichenberger aus dem Artikel « Auswendiglernen und die heutige Jugend » übernommen und an Radio Bern übermittelt. Wir baten die Programmleitung, abends kleine Aufrufe an die Eltern durchzugeben, z. B.: « Vernünftige Eltern schicken nun ihre Kinder ins Bett! », oder: « Schonen Sie die Nachtruhe Ihrer Kinder! », oder: « Denken Sie bitte daran, daß Ihr Kind den Schlaf nötig hat! » ...

Die Antwort war ebenso deprimierend wie diejenige des Briefkastenonkels (siehe « Unsere Schüler und das Radio » von E. Eichenberger, in Nr. 15). Die Begründung der Abweisung klang recht fadenscheinig und